



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom: 4. Die Universität. Professoren


urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des auf Luther folgenden Zeitraums gelten ihm Descartes, Spinoza, Leibniz und deren Schüler, in der Philosophie bis zu Hegel liegt für ihn die wahre Weiterentwicklung des menschlichen Geistes, und er spürt selbst, daß er damit auf ein „bis auf weiteres unlösbares Problem“ trifft. Die unüberwindlichen Schwierigkeiten (der Zwiespalt zwischen dem überlieferten evangelischen Christentum und der Weltanschauung der großen Dichter und der philosophischen Denker) „haben dazu geführt, daß die Religion immer mehr Adiaphoron wurde; daß dies aber nur ein Provisorium sein kann, liegt auf der Hand. So gewiß wie, um Hegels Ausspruch zu wiederholen, die Religion der Ort ist, wo ein Volk sich die Definition dessen giebt, was es für das Wahre hält, so gewiß muß auch der Religionsunterricht derjenige sein, von dem alle übrigen Lehrgegenstände ausgehen und dem sie alle zustreben. — Es bleibt nichts übrig, als sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß das nächste Jahrhundert vollendet, was das jezige begonnen hat, und daß etwas neues an Stelle des alten tritt.“ „Die mit Kant beginnende und mit dem durch seine Nachfolger interpretirten Hegel abschließende Philosophie muß in eine Form gebracht werden, welche sie von ihrer Exklusivität befreit.“ Nicht einen Augenblick ziehen wir in Zweifel, daß es Herrlich heiliger Ernst mit seiner religiösen Sehnsucht, wie mit seiner Hoffnung auf ein geniales Individuum ist, das ein neues schafft. Aber das muß er selbst fühlen, daß für Hunderttausende der Besten diese Hoffnung eben auch nur ein Stein statt lebendigen Brotes ist. Die „Umwandlung des Hegelianismus in Religion“? Der Verfasser wird uns verzeihen, daß wir unsre Augen lieber zu dem lebendigen Christusbilde zurückwenden in der Zuversicht, daß dieses Zurück unter allen Umständen ein Vorwärts einschließt.



Wandlungen des Ich im Zeitenströme*)

4. Die Universität. Professoren

urz vor meinem Abgang zur Universität hatte der Fürstbischof Diepenbrock ein Konvikt gestiftet, worin arme Studenten der Theologie freie Wohnung, Frühstück, Abendbrot und zwei Mittagstische die Woche erhielten. Da ich darin aufgenommen wurde, war der Präsekt der Anstalt, Stern, der erste Professor, den ich zu Gesicht bekam. Der zweite war der Prälat (Domdechant) Ritter, dem ich mich vorstellen und für die Aufnahme danken mußte, weil er Kurator des

*) Vgl. die vorjährigen Grenzboten Heft 33. 34. 35. 47. 50.

Konvikts war. Ritter hat in der Rückkatholisierung des am Anfange unſers Jahrhunderts rationaliſtiſchen ſchleſiſchen Klerus eine hervorragende Rolle geſpielt; nicht durch Arbeit an der Umwandlung der Gefinnungen, ſondern durch Schaffung der äußern Bedingungen einer ſolchen. In dem kurzen Abriß, den ich von dieſer Thätigkeit zu geben verſuchen will, muß ich mich auf mein Gedächtnis verlaſſen, weil ich die Denkschrift, die Movers über den Zuſtand der katholiſchen theologiſchen Fakultät verfaßt hat, nicht zur Hand habe, und von andern Quellen nur wenig.

Dieſe Fakultät beſtand in den zwanziger Jahren zeitweilig aus zwei bis drei ordentlichen Profeſſoren, von denen einer der rationaliſtiſche Exeget Dereſer war. Die preußiſche Regierung zeigte den beſten Willen, ſie zu vervollſtändigen, und bemühte ſich u. a. zweimal, 1828 und 1832, Adam Mühler, den berühmten Verfaſſer der Symbolik, zu gewinnen — man denke! nicht etwa unter Friedrich Wilhelm IV., ſondern unter deſſen Vater, den ſpäter die Katholiken Preußens als ihren ärgſten Feind betrachten gelernt haben —, aber dieſe Bemühungen ſcheiterten an dem Widerſtande der Fakultät ſelbſt, die erklärte, man brauche keine Ergänzung; jeder der Herren beſorge mehrere Fächer, und die übrigen könnten bei den evangeliſchen Kollegen gehört werden, die ihre Sache ganz vortrefflich machten. Der Tod riß aber in dieſe kleine Phalanx Lücken, die unbedingt ausgefüllt werden mußten. Ritter kam hin, und dieſer ruhte nicht, bis die Fakultät vollſtändig war; zwei der berufenen, Movers und Balzer, waren ſehr bedeutende Männer. Ritter war zugleich Kanonikus und ſtieg zur Würde des Domdechanten empor. Als ſolcher hat er auch die Intereſſen der ganzen Diözeſe ſehr energiſch vertreten. Er war ein- oder zweimal Biſtumsverweſer, und die Regierung wollte ihn nicht anerkennen — ich glaube es war noch in der Zeit des Streites über die gemiſchten Ehen. Über ſeine Haltung im Konflikt wußte man allerlei Anekdoten zu erzählen. Der Oberpräſident ſei einmal bei ihm vorgefahren und habe den Pförtner gefragt: „Iſt der Herr Kanonikus zu Hauſe?“ Ritter, in Hemdsärmeln zum Fenſter herausſehend, habe gerufen: „Der Kanonikus iſt nicht zu ſprechen, aber der Biſtumsverweſer.“ Und dem Könige, der ihm bei einem Beſuche in Breslau geſagt habe: „Sie ſehen ja recht wohl aus,“ ſoll er geantwortet haben: „Ihre Schuld iſt das nicht, Majeſtät.“ Ich kann mir ihn recht gut vorſtellen, den großen breiten Mann, wie er, mit ſeinen ſäulenartig ſteifen und weit auseinandergeſpreizten Beinen auf den mächtigen Füßen nachläſſig daſtehend, in ſeiner olympiſchen Ruhe, aus der ihn der Weltuntergang nicht zu bringen vermocht hätte, mit ſeinem ganzen breiten Geſichte lächelnd und mit den klugen Augenlein blinzeln, die Höflinge durch ſein geflügeltes Wort erſchreckt haben wird. Er konnte denn auch noch weit ſpäter zu uns einmal im Kolleg ſagen: „Ich und der Kollege Benedikt, wir ſind die einzigen ordentlichen Profeſſoren an der Univerſität, die keinen Orden haben.“ Benedikt, ein Augenarzt von

Ruf, war ein ebensolcher richtiger alter Deutscher wie Ritter und hatte einen Sohn, der ihm nachschlug. Dieser Sohn ließ sich als Arzt in Landeshut nieder, und da wurde folgendes Geschichtchen von ihm erzählt. Graf Stolberg auf Kreppelhof hatte in der Nähe der Stadt ein Krankenhaus gestiftet und dem Kreisphysikus Benedikt die ärztliche Leitung übergeben. Bei einem königlichen Besuche der Anstalt machte der Arzt selbstverständlich den Führer und bekam dann ebenso selbstverständlich einen Orden geschickt. Er aber schickte ihn zurück mit der Bemerkung, da sein Vater, dessen Verdienste weltbekannt seien, noch keinen Orden habe, könne er unmöglich einen annehmen bloß dafür, daß er einmal mit einer hohen Person in Berührung gekommen sei. Gerade an Ritter konnte man sehen, wie in solchen Sachen das Höfische entscheidet, denn da er sich im Jahre 1848 im Sinne der Regierungspartei um den Staat verdient gemacht hat, so hätte die Staatskräson gefordert, seine Grobheit zu vergessen und ihn auszuzeichnen. Wie es sich bei einer solchen Natur von selbst versteht, war er vom Demagogen ebenso weit entfernt wie vom Höfling. „Im Jahre 1848, sagte er uns einmal, habe ich mit andern Ehrenmännern zusammen die Ehre gehabt, auf dem Ringe in effigie verbrannt zu werden.“ Unter anderm hatte er in diesem Sturmjahre antirevolutionäre Vorträge für ein gemischtes Publikum gehalten. Da er sich aber in die Stadt, wo die Universität liegt, nicht hineinwagen durfte, so ließ er die beiden Säle, die im Oberstoß seiner Kurie*) hinten hinaus liegen, mit Bänken versehen und zu Hörsälen einrichten. Nach dieser Zeit zog er sich mehr und mehr sowohl von den politischen wie von den Diözesanangelegenheiten zurück und widmete sich ausschließlich der Universität und dem Konvikt, dessen wohnliche Ausstattung und gute Verwaltung ihm sehr am Herzen lag. Ins Kolleg ging er Sommer und Winter im Frack, gemächlich einherschlärfend, den Hut gewöhnlich in der linken Hand, und mit der rechten hie und da für einen Bettler oder ein Kind aus der Hosentasche einen Groschen hervorlangend. Den Studenten erwies er sich als Vater. Auch darüber gingen mancherlei Anekdoten um. Ein Student tritt in sein Arbeitszimmer und bleibt an der Thür stehen, während Ritter an seinem Tische schreibt. Nach einer Weile spricht dieser, immer fortschreibend: „Ich hör ja nichts!“ Darauf der Student, ein phlegmatischer Bauerjunge: „Ich hob ja ooch noch nischt gesoagt.“ Da dreht sich Ritter um, besieht sich ihn und sagt: „Sie sind ja ein schnurriger Kerl; wie heißen Sie?“ — „Zeisig.“ — „Was wollen Sie?“ — „Ich möchte Sie bitten, mir mein im nächsten

*) Kurien heißen die Domherrenhäuser, die die Domstraße bilden. Zwischen den beiden Sälen liegt ein Zimmer, in dem Ritter sein Billard stehen hatte. Wenn man von der Ziegelbastion (jetzt Holteihöhe) zur Dominfel hinübersieht, so hat man die Kurien der Südseite der Domstraße mit ihren Gärten vor sich. Die ehemals Rittersche steht links vom fürstbischöflichen Palais; man erkennt sie leicht an den sieben Bogenfenstern: je drei Saalfenster und in der Mitte ein einzelnes.

Monat fälliges Stipendium jetzt schon anzuweisen; ich brauche Geld.“ — „Wie viel brauchen Sie?“ — „Zehn Thaler.“ — „Hier haben Sie zehn Thaler; das Stipendium können Sie sich holen, wenn es Zeit sein wird. Adjee.“ Ein andermal kommt einer und erzählt ihm irgend welche Missethat von einem Kommilito. Da öffnet Ritter einen Schubkasten und sagt: „Sehen Sie, alle diese Papiere sind Denunziationen, damit könnte ich viel Leute unglücklich machen, wenn ich wollte; ich will aber nicht. Sehen Sie.“

Von alledem wußte ich noch nichts, als ich im Herbst 1852 an seiner Pforte die Klingel zog; ich wußte bloß, daß ich vor einen großen Herrn treten sollte, der schon einmal zwei Millionen Menschen regiert habe. Als ich die Magd, die mir geöffnet hatte, bat, mich anzumelden, sagte sie: „Studenten treten ungemeldet ein.“ Ich trat also ein, Ritter kam aus einer hintern Ecke des großen Zimmers auf mich zu und pflanzte sich vor mir auf. Er war bloß mit Hosen, Hemd und Schlafrock bekleidet. Der Schlafrock stand weit offen, sodaß die Seitenklappen über die Schultern herabhingen. So stand er bequem da, den Daumen der linken Hand in den Hosensack gestützt, den rechten Arm wie leblos hängen lassend, und nachdem er mein Sprüchel angehört hatte, hielt er mir einen langen Vortrag. Selbstverständlich war ich entzückt von solcher Liebenswürdigkeit und fühlte mich sehr geschmeichelt ob der Ehre eines Privatissimums aus so hohem Munde. Ein Gedankenblitz, der mein Innerstes getroffen hätte, muß nicht darin gewesen sein, denn in meinem Gedächtnis ist auch nicht ein Sätzchen haften geblieben, obwohl ich den ganzen Vortrag ein paar Tage darauf noch einmal zu hören bekam, als Einleitung in die Kirchengeschichte im Kolleg.

Seine Kirchengeschichte, die er in Druck gegeben hatte, war damals ihrer Stofffülle wegen ein sehr schätzenswertes Buch, aber den denkenden und fühlenden Leser einer spätern Zeit berührt sie doch sonderbar. Der erste und zweite Teil, alte und mittlere Zeit, haben keine Seele, und manche Stellen überraschen durch einen unfreiwilligen Humor. Der Satz z. B. auf Seite 610 des ersten Bandes (fünfte Auflage): „Obgleich in diesem zwanzigjährigen Kriege [dem Albigenserkriege] Kezer genug verbrannt, gehenkt und auf andre Art umgebracht worden waren, so war dennoch eine reiche Machernte für den Frieden übrig geblieben; zu ihrer Einsammlung organisierte man das bischöfliche Inquisitionsgesicht dergestalt, daß kaum einer entgehen konnte,“ dieser Satz könnte ebenso gut in einem Pamphlete Corvins stehen wie in einer bischöflich approbirten Kirchengeschichte. Ritter war eben selbst aus dem Rationalismus hervorgegangen und ist, ohne es zu wissen, Rationalist geblieben bis an sein Ende. Sein Wirken für die Wiederherstellung der katholischen Kirche Schlesiens erklärt sich daraus, daß er von Natur kein Grübler, sondern ein Praktikus war. Als solcher und als tüchtiger Mann konnte er nicht ruhig zusehen, wie die Körperschaft, der er selbst angehörte, verfiel und in Gefahr stand, durch Grübler

und Kritiker vollends zerlegt zu werden; er verteidigte also zunächst ihre Rechte und ihren materiellen Besitzstand und sorgte dann für so viel und so geartete Wissenschaft, wie sie eine katholische Körperschaft zu ihrem Bestande braucht. Wie er denn in jeder Beziehung ein echter deutscher Mann war, so erscheint er mir als einer der letzten jener alten deutschen Prälaten, die tüchtige Regenten ihrer Stifte und gute Haushälter ihres großen Mammons gewesen sind, die Rechte ihrer „Kirchen“ gegen die weltliche Macht, gegen böse Nachbarn, oft auch gegen den Papst mit Nachdruck gewahrt haben, und deren Gemüt niemals beunruhigt worden ist durch den ungeheuern Widerspruch zwischen ihrer Stellung und der Religion, in deren Namen sie durch die wunderbarste aller geschichtlichen Verkettungen zu dieser Stellung gelangt waren. In der Darstellung der neuern Zeit spürt man eine Seele, Ritters eigne Seele. Die alte und die mittlere Zeit der Kirche versteht er nicht; die neuere versteht er, denn in dieser, im Gegensatz zum Protestantismus und zum modernen Staat, lebt er selbst, und in die neukatholische Strömung wußte er sich seiner Anlage nach auf folgendem Gedankenwege hineinzufinden. Die katholische Kirche ist ein Leib von unverwüßlicher Lebenskraft und von höchstem Wert für ihre Angehörigen. Ich selbst fühle mich als Glied dieses Leibes wohl; daraus ergibt sich für mich die Notwendigkeit, für die Erhaltung und Stärkung dieses Leibes zu sorgen. Dieser Leib bedarf zu seiner Erhaltung einer orthodoxen Lehre, also — ist diese orthodoxe Lehre wahr! So kann man schließen, nach dieser Überzeugung kann man handeln, ohne von der Lehre im Gemüte ergriffen zu werden. Und so läuft denn die ganze neuere Kirchengeschichte Ritters auf die zwei Sätze hinaus: zwischen Katholizismus und Atheismus giebt es kein drittes, was dazwischen liegt, ist unlogisches Gefasel,*) und: die preussische Regierung ist uns, den Katholiken Schlesiens, noch die und die Rechte und so und so viel Millionen Thaler schuldig. Den ersten Satz glaubte ich schon als Gymnasiast selbst gefunden zu haben, und gegen den zweiten hatte ich natürlich nichts einzuwenden. Vom gedruckten Lehrbuch unterschied sich aber Ritters Vortrag ganz bedeutend. Für die Religion erwärmen konnte er freilich nicht, aber er war ein gemütliches Geplauder und höchst amüsant. Ritter politisirte viel, und weil ihm mitten im Satze immer was anders einfiel und er so aus dem Hundertsten ins Tausendste kam, brachte er in mancher Stunde nicht einen einzigen Satz zu Ende; er trieb es darin noch weit ärger als Paulus, der, wie ein anderer Professor rügend zu bemerken pflegte, oft aus der Konstruktion fällt. Auch konnte er die Herzenserleichterung, die ihm das Kolleg verschaffte, gar nicht erwarten. Schon beim Öffnen der Thür fing er an: „'s ist ungläublich, meine Herren (seine stehende Redensart), da hat nun der Napoleon

*) Balzer pflegte den gläubigen Protestantismus eine lebenswürdige Inkonsequenz zu nennen.

wirklich — Sie müssen nämlich wissen, daß die Lage des kranken Mannes und Rußlands Ländergier — England hat nämlich schon längst u. s. w.“

In den Geist der ältern und mittlern Zeiten weichte uns Reinkens ein, damals ein sehr schöner junger Mann von bezaubernder Liebenswürdigkeit und Privatdozent. Er lehrte Patristik und die Entwicklung der Scholastik im Geiste Möhlers. Vollkommen faßte ich diesen Geist allerdings erst, als ich dann Möhler selbst las. Seine Geschichte Anselms von Canterbury übte noch eine ganz besondre Wirkung auf mich. Es war eines Abends im großen Studirzimmer des Konvikts — zum breiten Fenster strömte prachtvolles Abendrot herein —, da erschloß sich mir bei der Schilderung der Lehrthätigkeit Anselms das Geheimnis des Lehrzaubers; von Stund an lehnte ich mich nach der Lehrthätigkeit und habe sie dann später ein paar Jahrzehnte hindurch mit Leidenschaft betrieben. Eigentlich müßte sich dieses Geheimnis jedem schon bei der Lektüre Xenophons und Platons offenbaren; aber abgesehen davon, daß einem bei pedantischer Behandlung der alten Klassiker überhaupt nichts offenbar wird, war doch des Sokrates Wirken von der modernen Schulmeisterei so grundverschieden, daß ein Schüler gar nicht auf den Gedanken verfällt, beides als verschiedene Arten derselben Thätigkeit mit einander zu vergleichen. Reinkens hatte einen kleinen Kreis warmer Verehrer, zu dem auch Spillmann und ich gehörten; die meisten von uns verhielten sich ablehnend ihm gegenüber.

Von Balzer fühlten sich alle ohne Ausnahme begeistert. Wenn er mit seiner klangvollen Stimme seine Schlußketten, Glied für Glied wohlgefügt, um uns spannte, dann dachte niemand an die Möglichkeit, ihnen jemals zu entinnen, und jeder gab sich mit einer Art von Wollustgefühl gefangen. Seine logischen Kunstwerke fühlten sich weder kalt noch trocken an, denn in jeden Satz legte er seine Feuerseele, und Humor und Phantasie umkleideten das logische Gerippe. Auf dem einzigen unerschütterlichen Baugrunde aller Philosophie, dem menschlichen Selbstbewußtsein, errichtete er sein Gebäude, dessen Säulen, die Offenbarungsthatfachen, harmonisch aufstiegen, bis der weise Baumeister den Schlußstein einsetzte: den Papst, um zuletzt — tragisches Schicksal! — von diesem Schlußstein zermalmt zu werden. Balzer hatte als Hermesianer begonnen und hatte sich nach Verurteilung des hermeseischen Systems dem Wiener Philosophen Anton Günther zugewandt. Er wurde mit seinem Freunde Knoodt Günthers Apostel in Preußen, während in Osterreich Veith und Pabst in demselben Sinne thätig waren. Gegenwärtig mögen wohl Balzers und Elvenichs Schüler Professor Weber und Dr. Ernst Melzer die einzigen noch übrigen Vertreter des Güntherianismus sein. *) Günther geht, wie Cartesius, vom Ichgedanken aus und schreibt

*) Melzer hat dem verehrten Lehrer ein Denkmal gesetzt: Johann Baptista Balzers Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung. Bonn, P. Neuser, 1877. Diesem Buche

nach Hegels Methode von Thesıs durch Antithesıs zur Synthesıs fort. Im Selbstbewußtsein findet er die beiden Naturen, die körperliche und geistige, deren keine von der andern abgeleitet werden könne, die daher beide ein höheres Drittes voraussetzen, einen übergeschöpflichen Schöpfer. Der Punkt, auf dem das Günthertum mit der römischen Orthodogie zusammenstieß, war die Anthropologie. Während die Scholastiker den Geist für die Form, oder wie sich die Neuern ausdrücken, das Lebensprinzip des Menschenleibs erklären, lehrt Günther, die Natursubstanz habe ihr eignes Leben, das sich im Menschen zur höchsten Blüte der Verinnerlichung, zur bewußten, aber noch nicht selbstbewußten Leibseele steigere und eben dadurch fähig werde, mit einem vernünftigen Geiste die innigste Vereinigung einzugehen, sodas die beiden wesensverschiednen Geschöpfe, der Menschenleib und der Geist, kraft der formellen Ähnlichkeit ihrer Lebensäußerungen zur Einheit der Person verbunden werden, ein Vorgang, der sich auf einer höhern Stufe noch einmal wiederholt, indem der göttliche Logos mit dem Geiste des Menschen Jesu die hypostatische Einigung eingeht, um der Schlußstein des Alls zu werden, in dem sich die drei göttlichen Personen mit der dreigliedrigen Kreatur verschlingen. Balzer vermochte die römischen Theologen, die ihn kaum verstanden haben mögen, von dieser Ansicht so wenig zu überzeugen, wie es Günther vermocht hatte. Es kam zu einem langwierigen Prozeß, der seine Lehrthätigkeit zuerst störte — durch mehrmalige längere Abwesenheit in Rom — und zuletzt abschchnitt. Er wurde suspendirt, schließlich exkommuniziert, verwickelte sich in die ärgerlichsten Streitigkeiten mit dem Domkapitel, das ihm 1845 für seine glänzende Verteidigung des katholischen Glaubens gegen einen Angriff des Konsistorialrats Falk eine von Förster verfasste Adresse überreicht und dann als Mitglied in seinen Schoß aufgenommen hatte, Förster, der erst durch ihn „ordentlich katholisch“ geworden war, sah sich zuletzt in die Stellung eines Verteidigers der Orthodogie gegen ihn gedrängt, und so mündete denn seine Opposition in die im Jahre 1869 durch Roms Schuld hervorgerufene antivatikanische Ein, in deren erstem Stadium er gestorben ist. Der schlesische Klerus, der ihm die dogmatisch begründete Überzeugung von der Wahrheit des römisch-katholischen Glaubens verdankte, folgte ihm nicht in die Opposition. Er hatte den Beweis für die Unfehlbarkeit des katholischen Lehramts verstanden, aber wie dieses Lehramt, zu dem doch nun einmal der Papsst auch nach der Lehre

entnehme ich folgende charakteristische Äußerung Balzers. 1846 schreibt er in einem Briefe an Knoodt: „Über Ihre mitunter sich regende Sehnsucht nach Breslau mußte ich lächeln, und ich kann, ein so glaubwürdiger Mann wie Sie sind, doch in diesem Punkte einen Anflug von Unglauben nicht bergen. Denn heimattlich fühlt sich nun einmal der Rheinländer in Breslau nimmermehr, besonders in einer Zeit, wie die unsrige ist. Wenigstens fühlt das katholische Gemüt einen unausgesetzten Druck, den die Negation des zum Mittelpunkt des Christentums herabgesetzten Protestantismus ihm anthut.“

Balzers gehörte, einem einzelnen Manne gegenüber, mochte es auch der verehrte Lehrer sein, in einer dogmatischen Frage Unrecht haben könne, das verstand er nicht. Er bedauerte aufs schmerzlichste diese „wissenschaftliche Rechtshaberei,“ diesen „unbeugbaren Starrsinn“ des verehrten Mannes, ohne die Pietät gegen ihn zu verletzen, noch sich zur Nachfolge verleiten zu lassen. Übrigens hat Balzer der Diözese außer der dogmatischen Schulung ihres Klerus noch ein andres Vermächtnis hinterlassen, die Diözesanagende, die er in Diepenbrocks Auftrag abgefaßt hat. Die klassische, kernige, wahrhaft poetische, nirgends durch Schwulst, Floskeln oder sonstige Geschmacklosigkeiten entstellte Sprache ihrer Gebete, Ansprachen und Psalmen habe ich erst würdigen gelernt, als ich später die aus der Wessenbergischen Zeit stammende der Diözese Freiburg kennen lernte, die ein jammervolles Nachwerk ist. Sehr eifrig beschäftigte sich Balzer auch mit den Naturwissenschaften; sein Hexaëmeron, ein Versuch, die mosaïsche Schöpfungsgeschichte mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft in Einklang zu bringen, wurde von einer so großen Zuhörerschar besucht, daß sie der größte Hörsaal (die kleine Aula) kaum faßte, und seine Polemik gegen den Affenvogt fand auch in Fachkreisen Anerkennung. Während Balzers Aufenthalt in Rom vertrat ihn Reinkens, der als Kirchenhistoriker gar nicht auf dogmatische Vorlesungen vorbereitet war. Er hat sich jedoch das Verdienst erworben, uns nachdrücklich auf das Tridentinum und den Catechismus Romanus als die besten Quellen der katholischen Dogmatik verwiesen zu haben.

Der Moralist B. war mir in jeder Beziehung zuwider; als Charakter, weil er durch Spioniren, Denunziren und Intriguiren unermüdlich an dem Sturze Balzers arbeitete — er hielt sich selbst berufen zum Dogmatiker —, und als Lehrer, weil seine Vorlesungen ein sinnloses Sammelsurium von Zitaten waren, und zwar von Zitaten aus den alten Klassikern; keinen Satz sprach er ohne: siehe Cicero, oder Seneca, oder Plato. Gewiß verdient die Moral der Alten unsre höchste Beachtung; ja sie ist viel zu gut dazu, zu Zitaten verpflichtet zu werden; wird sie ernsthaft behandelt, dann pflegt allerdings das Ergebnis nicht nach dem Geschmack orthodoxer Theologen auszufallen. Schon B.s Vortragsweise war mir unausstehlich; er sprach ungeheuer schnell, und es hörte sich alles an wie das Schwatzen eines Waschweibes.

Movers hat sich durch sein Werk über die Phönizier, das ich sonderbarerweise nicht gelesen habe, einen bedeutenden Ruf unter den Orientalisten erworben. Er machte uns die Verwebung der Geschichte des Volkes Israel in die Geschichte der Weltmonarchieen sehr klar und erwärmte uns für die Schönheiten der hebräischen Poesie, für die er selbst begeistert war. Sein Vortrag war so anziehend, daß er mich verlockte, eine Zeit lang sehr eifrig das Hebräische zu treiben und bei Schmoelbers arabischer Grammatik zu hören. Später bin ich jedoch zu diesen Dingen nie wieder zurückgekehrt, sodaß ich heute kaum

noch hebräisch, geschweige denn arabisch lesen kann. Movers war ein richtiger deutscher Gelehrter: er ging vollständig in seiner Spezialwissenschaft auf und war im übrigen ein lebenswürdiges großes Kind.

Auch ein richtiger Gelehrter, aber in einem andern Sinne, nämlich ein trockner Pedant und Buchstabenklauber war der neutestamentliche Exeget F. Während Movers bei den schönsten Stellen des Jesaja und Habakuk wie eine Primadonna sang, murmelte und lispelte F. sein: Codex A hat δ vor $\theta\epsilon\acute{o}\varsigma$, und was dergleichen interessante Dinge mehr sind, sehr stockend, und zwar ganz regelmäßig hinter jedem dritten Worte stockend, herunter wie ein Selbstgespräch. Der große Hörsaal liegt an einer belebten Durchfahrt und hat eine ausgezeichnete Akustik, leider auch für alles, was sich draußen rührt. Wenn er nun darin las — seine Kollegien waren Pflichtkollegien, und die Fakultät war stark —, so war das Nachschreiben sehr schwierig, denn er murmelte bei allen Geräuschen gleichmäßig weiter, ohne seine Stimme zu erheben; wir pflegten dann ins Hest zu bemerken: hier fährt ein Wagen durch. Nun, das ist ja nichts böses, wer kann für seine Natur? Etwas böses dürfte ich dem Manne allerdings nicht nachsagen, denn er hat mir soviel Wohlwollen erwiesen, als seine trockne Seele aufzubringen vermochte. Ich trat nämlich in sein Seminar ein, teils aus Freundschaft für Spillmann und Pr., die — weiß der Himmel, wie — hineingeraten waren, teils durch allerlei Erwägungen bestimmt. Meine Neigung zog mich zu Balzer, gegen F. und sein Kolleg hegte ich den größten Widerwillen. Nach meiner damaligen Moral aber, die ich jedoch nicht aus Kant, sondern aus katholischen Erbauungsbüchern geschöpft hatte, hielt ich es für Pflicht, stets gegen die eigne Neigung zu handeln, wobei es sich von selbst versteht, daß ich dieser vermeintlichen Pflicht nur in einzelnen Fällen nachgegeben bin. In diesem Falle trat noch die Erwägung hinzu: Dogmatik wirst du ja aus freien Stücken eifrig studiren, die neutestamentliche Exegese dagegen könntest du unter so bewandten Umständen leicht vernachlässigen. Meine beiden größern Seminararbeiten: eine Geschichte der Reisen Pauli und der Nachweis der Echtheit des ersten Timotheusbriefes, mögen ein elender Kohl gewesen sein, denn der von der Tübinger Schule geweckte Sinn für die Unterscheidung der verschiedenen Geister und Zeiten, die aus den verschiedenen Schriften des Neuen Testaments sprechen, war mir ja noch nicht aufgegangen; aber der materielle Ertrag — ich bekam für die eine fünfzig, für die andre hundert Thaler — hatte großen Wert für mich. Auch an der Lösung einer Preisaufgabe habe ich mich beteiligt; sie war von Ritter gestellt und forderte die Darstellung irgend einer gnostischen Ketzerei nach einer damals eben erst bekannt gewordenen Schrift (Philosophumena), die von einigen dem Origenes, von andern dem Hippolytus zugeschrieben wird. Auch diesem Gegenstande würde ich heute, allerdings nicht zur Erbauung der Fakultät, interessante Seiten abgewinnen können, da ich jetzt den Sinn der gnostischen

Systeme, die ich damals für reinen Unsinn hielt, zu verstehen glaube. Ob ich den Preis bekommen hätte, wenn ich der einzige Bearbeiter gewesen wäre, kann niemand wissen; aber ich hatte einen Konkurrenten, der die Sache besser gemacht hat, und so konnte ich ihn natürlich nicht bekommen. Mein Freund K—r meinte: „Das hätte ich dir voraussagen können; was bei Preisaufgaben und Dissertationen verlangt wird, aus zehn Büchern das elfte machen, kriegt keiner von uns Glägern fertig.“ Er hätte noch hinzufügen können, daß keiner von uns ein ciceronianisches Latein aufbrachte.

Einen Begriff davon, wie die neutestamentliche Exegese behandelt werden könne und solle, brachte uns der Konviktspräsekt Stern bei, der als Privatdozent (oder Extraordinarius, was ich nicht mehr genau weiß) ein paar Kollegien über kleinere Schriften des Neuen Testaments las. Stern war ein Mann von umfassenden und gründlichen Kenntnissen, beherrschte auch das alttestamentliche Gebiet, wenn er auch neben Mövers nicht darin aufkommen konnte, und fesselte durch schönen, geistvollen Vortrag. Leider hinderte ihn Krankheit am regelmäßigen Lesen und machte kurze Zeit nachher den noch jungen Mann ganz unfähig für seinen Beruf.

Die praktischen Kollegien: Kirchen- und Ehe recht, Pastoraltheologie, Homiletik, Pädagogik und Katechetik schwänzte ich grundsätzlich, weil ich sah, daß in den drei Jahren das Theoretische kaum zu bewältigen sei, und meinte, das Praktische werde man wohl im Alumnat und in der Praxis lernen. Das Kirchenrecht habe ich gar nicht, das Ehe recht, das ab und zu mit einer saftigen Anekdote gewürzt wurde, nur ein einzigesmal besucht; in das Kolleg des Pastoraltheologen, Homiletikers und Pädagogen P. bin ich nur am Schluß ein paarmal gegangen, um es mir testiren zu lassen, obwohl der Mann sehr hübsch las oder vielmehr sprach, denn er war ein Gemütsmensch, der immer aus überquellendem Herzen redete und dabei oft zu Thränen gerührt wurde. Er gehörte zu den seltenen Ausnahmemenschen, die das thun, was sie andern lehren, und hat sich durch Wohlthätigkeit zu Grunde gerichtet. Die erste Gelegenheit, mit ihm in nähere Berührung zu kommen, war für mich zugleich die letzte, nämlich das Konkursexamen. Es ist nicht angenehm, einem Examinator unter die Augen treten zu müssen, dessen Vorlesungen man so gründlich geschwänzt hat, daß er einen nicht kennt; aber gefährlich war die Sache nicht bei P., denn etwas schlimmeres kann einem doch nicht begegnen, als daß man nichts weiß, und dieses schlimmste begegnete bei ihm gewöhnlich allen, auch seinen eifrigsten Zuhörern. Er war nämlich ganz unfähig, beantwortbare Fragen zu stellen. So fragte er z. B. das einermal: Was findet der Pfarrer vor, wenn er in die Gemeinde kommt? Er bekam darauf eine Menge Antworten: die Gemeinde, den Kirchenvorstand, eine oder mehrere Kirchen, eine Widmut, die Kirchkasse u. s. w. Das war aber alles nichts; die Antwort, die er wollte, lautete: die Taufgnade. Ein andermal fragte er: Was ist die Folge

davon, wenn die Dogmatik von der Moral getrennt wird? Allgemeines Stillschweigen. „Na, da sein mer so weit!“ antwortete er endlich selbst, halb weinend. Keine üble Antwort, wird mancher sagen; „sein mer“ nicht wirklich so weit?

Katholische Philosophie lehrte der Güntherianer Elvenich, sehr gründlich, sehr klar und verständlich und ein wenig langweilig; ich habe keine seiner Stunden versäumt. Branitz, sein evangelischer Kollege, hatte einen glänzenden Vortrag und großen Zulauf; ich habe ein- oder etlichemale bei ihm hospitirt, fühlte mich aber nicht angezogen. Die deutsche Litteratur, die mich auf dem Gymnasium längere Zeit hindurch beinahe ausschließlich beschäftigt hatte, wollte ich doch nicht ganz vernachlässigen, aber nicht zu den Klassikern führte mich meine damalige Richtung — die stets überfüllten Vorlesungen des Professor K. über Goethes Faust kamen mir wie hohles Geschwätz vor —, sondern ins Mittelalter. Ich hörte die Vorlesungen Heinrich Rückerts über Walthar von der Vogelweide und über Wolframs Parzival. H. Rückert, ein Sohn des berühmten Friedrich Rückert, gehört zu den erfolgärmsten aller Menschen. Er war ein Mann von gründlichem Wissen und reich an selbständigen Gedanken, aber von seinen historischen und litterarhistorischen Werken hat sich, soviel ich weiß, keines Bahn gebrochen; er mußte es als ein Glück ansehen, daß er in mittlern Jahren vom Privatdozenten zum Extraordinarius aufstieg und vierhundert Thaler Gehalt bekam, und Kollegienhonorar nahm er damals, von 1852 bis 1855, so gut wie gar nicht ein; viel besser scheint es ihm später auch nicht gegangen zu sein. Er war von großer Statur, aber hager, schwächlich und kränklich, und harte Entbehrungen sind kein Stärkungsmittel. Als ihn 1875 der Tod von der Qual des Daseins erlöst hatte, brachte die Schlesische Zeitung einen Nekrolog, aus dem ich mir gemerkt habe, daß er mit seiner Frau eine Hochzeitsreise gemacht hat — zu Fuß. Für die beiden Kollegien, die ich bei ihm gehört habe, hatten sich drei oder vier Studenten eingeschrieben, aber nur zwei kamen regelmäßig, ich und noch einer. Ich war jedesmal in Todesangst, wenn mein Kamerad etwas spät kam, der Gedanke, daß sich der arme Rückert meiner einzelnen lumpigen Person wegen abmühen sollte, was das einmal thatsächlich geschah, war mir gräßlich, und alle die Stunden hindurch wurde ich die Empfindung des Druckes nicht los, den er selbst empfunden haben muß.

